

Das Bettelkreuz.

Das Bettelfreuz

Von Margarete Seemann

Nachdruck verboten! — Verlag Throlia, Innsbruck

(Forts.)

„Sie hat ja gewußt: Was sie mir töten, seh ich doch wieder. Einmal sterbe auch ich, dann sind wir beisammen und müssen nimmermehr voneinander gehen. Das gilt nicht nur für Maria, das gilt auch für uns. Ich hab auch einen lieben Menschen begraben; wenn mir das Herz schwer wird, denk ich die Gedanken der Schmerzensmutter; und daran, daß er drüben auf mich wartet und daß auch ich einmal sterben darf. Ich freue mich darauf.

Und solange ich noch warten muß, will ich mich vorfreuen. Das nimmt mir niemand — das kommt — das kommt sicher.“

Beatens Blicke lehnen an den blauen Himmelstrichen über den Häuptern der Wälder. Sie kann das Weib nicht ansehen; muß an den Herrgott am Bettelfreuz denken. Und ob nun ein neues goldenes Glied an seiner jungen Kette wird.

„Warum sind Sie nicht früher kommen — ich hab es so schwer gehabt.“

„Jetzt wird es leichter werden. Kommen Sie; wir beten noch einmal miteinander.“

Und dieses Vaterunser wäschte das Bitterste aus ihrer Bitternis.

Dann ist Beate davon. Wo der Weg zur Rechten abzweigt, wartet Doktor Hammer. Er sieht sie prüfend an. „Nun?“

„Sie weint.“

„Das ist viel.“

Sie sprechen nichts mehr auf dem langen Heimweg.

Auf der Terrasse des Hotels geht es lebhaft zu. Von der Halle singen und jubilieren die Geigen; Wiener Sender. Strauß-Musik! Die Tische sind gedeckt. Blendend leuchtet der Kies. Auf den Liegestühlen des anstoßenden Gartens recken sich die Kurgäste; Sonnenschirmchen klappen, Schals werden geschwungen, Bücher unter den Arm geslemmt, Schachfiguren umgeworfen.

An einem Tisch, nahe dem Eingang von der Hauptstraße her, sitzt Doktor Hammer. Sein Kollege, der mit ihm den Tisch teilt, hat sich verspätet; ist zu den Mühlen hinunter und noch nicht zurück. So ist er vereinsamt. Es ist ihm recht. Denn seine Gedanken gehen zum zehnten und elften Male den Almweg herunter.

Was Beate, die kleine Studentin, will? Mobilisieren? Die paar lichten Erinnerungen, die man noch aus der Osterhafen- und Christkindzeit mitgenommen hat, wieder großblasen zu Flammen, die sich nicht mehr übersehen lassen?

Er lächelt — ein bißchen ist's Wehmutter, ein bißchen Überlegenheit — denn einmal ist man auch romantisch, ja heilig gewesen. Man hat ein Heidentind losgelaufen und gar ministrirt, später für Förster geschwärmt und Wertsels: „Ich habe eine gute Tat getan“, wie ein Gewissen mit sich getragen. Ja — einmal . . .

Die Suppe ist erledigt. Teller werden gewechselt. Und er denkt noch immer an das Wort von der lebendigen Sehnsucht. Die es sagte, sitzt nun im kleinen Gaithof über einem farbigen Tischtuch mit dem Steingutgeschirr und isst Rindfleisch mit Kartoffeln.

Er ist ein Mann der inneren Ruhe; aber heute ist alles irgendwie anders als sonst.

Wie unter einem Befehl streifen seine Augen die Straße. Erschrecken vor zwei brennenden Punkten unter den Wimpern eines Mannes. Ist er ein Bettler? Ein Stromer? Vielleicht. Er will die Augen abtun von diesem anflagenden Glendbild; da ist ihm, als höre er Beate sagen: „Ja, vielleicht; aber ein Hungriger sicher“. Er spürt ihre Hand neben sich. Es ist leicht und doch schwer. Süß und man möchte es dennoch wegziehen ins Vergessen. Aber es bleibt. Und die zwei Augen dort sind eine Bahn. Er winkt dem Ober.

„Was wünschen Herr Doktor?“

„Ein zweites Besteck. Zwei Menüs.“

„Der Herr Geheimrat kommt heute erst spät; er hat für Mittag nicht bestellt.“

„Ich weiß; bringen Sie nur.“

Der Kellner begreift nicht, aber er geht. Doktor Hammer hebt die rechte Hand gegen den Pfeiler des Einganges. Der Hungrige zögert; da winkt er nochmals. Ungläubig steigt der Fremde eine Stufe hoch; seine Augen zucken eine Frage über den Tisch hin. Doktor Hammer nickt; da fügt sich Schritt an Schritt; neben dem eleganten Mann der Gesellschaft sitzt der Gestrandete.

„Herr — ich — —“

„Machen Sie kein Aufhebens; Sie sind mein Gast.“

Der Kellner starrt auf den Eindringling. Die Dienstbeflissenheit seines Antlitzes wird herrschend hart.

„Keine großen Augen, Josef; es stimmt schon. Mein Gast.“

Der magere Mensch mit den abgerissenen Kleidern hat zuerst mit Scheu und Scham zaghaft gegessen; dann aber drängt

te der Hunger. Plötzlich aber legte er das Besteck weg; die Beilageschüsseln waren blank, doch ein Stück Fleisch lag noch auf dem Teller.

„Sind Sie satt?“

rote Stränge ziehen sich vom Hals in die vertrockneten Wangen. Die Augen liegen darüber wie Inseln; einen Schein heller; durchwärmst.

„Vielleicht nicht ganz; wenn Sie erlauben — ich möchte es mitnehmen. Für morgen oder übermorgen, man weiß es nicht.“ Bittend langt er nach einer Papierserviette; es mag das erste Mal in diesem Hotel sein, daß ein Gast ein Stück Fleisch zwischen zwei Brote legt und mitnimmt. Dann steht der Fremde auf, reicht dem Vornehmen die Hand hin. „Ich danke Ihnen — ich will es niemals vergessen.“

Doktor Hammer nimmt die edigen Finger ohne Widerstreben. „Wenn es wieder sein kann, es würde mich freuen.“

Über die steinernen Stufen schreitet der Fremde aus dem fiesigen Platz in den Staub der Straße. Ein Auto rast vorbei; graue Wolken decken ihn für eine Weile zu. Der Doktor schaut ihm nach, ihm ist, als ob dieser dort nicht ginge, wie Menschen gehen. Schwebt er? Hat er Flügel? Und wenn er sie hat, was trägt ihn? Ist Armut, solche Armut nicht ein Stein, der ins Wasser zieht, in ein trostloses Sterben? Und war nicht, als er ging, irgend etwas in seinem Gesicht, über dem man die harten Striche der Not, die Kerben des Hungers, das Drohende der vordringenden Backenknochen übersah? Als wäre ein Fenster in seinem Antlitz, durch das eine innere Schönheit schimmerte?

Und jetzt — hängt nicht neben diesem Gesicht ein zweites und sagt: „ . . . die helle Sehnsucht, an der man nicht stirbt, sondern lebt und gesund wird . . . ?“

Manch einer schüttelt über dem Bratenstück auf den Zinten seiner Gabel den gepflegten Scheitel; der Doktor träumt, lächeln sie.

Die es denken, wissen nicht, daß er am Aufwachen ist.

Möller, der fremde, hungernde, gespeiste Menschenbruder, trägt sein Erlebnis wie eine Quelle von Licht. Nahe dem Forsthaus steigt er ein Stück ins ansteigende Gehölz und rastet. Stille liegt über ihm. Unfassbar gut. Nur von ferne das Bimmeln einer Schelle; manchmal über ihm das Knicken eines Astes unter den schnellen Sprüngen der Eichhörnchen. Sonst nichts.

Er wirft sich ins Gras, den Rücken auf dem Boden. So ist er der Erde am nächsten, am verbundfesten. Breitet die Arme weit aus, als müßte er den Himmel an die Brust holen. Das Grün über ihm hat einen hellen Gruß, es hat die Stimme des

getreuen Kameraden; und wo die Waldstraße die Wipfeldecke über ihm zerschneidet, beugt es sich in blendender Bläue niedrig, als wollte es fragen: Hast nun auch du dort unten ein Stück Himmel getroffen? Ist das Glauben nun leichter worden?

Noch trägt er die Helle über dem Antlitz, die den Glanz der Alabasterchalen hat, in denen Licht schwimmt. Märchenhaft. Dem Glauben verwehrt noch vor einer Stunde. Reich ist er nun — um die Kraft zweier Flügel, um die Wurzeln in ein neues Erdenfeld reicher.

Hat er nicht zwei Herzen? Schlägt es nicht auch dort, wo er in der Rocktasche das knisternde Weizen trägt, in dem die Sehnsucht der Hungernden verbettet liegt: Fleisch und Brot? Ihm geschenkt — nein, mehr, ihm zuerkannt wie einem Bruder. Und er hatte doch bis heute gemeint, daß jene, die in ganzen Anzügen liegen und Söhnen unter den Füßen hätten, nicht wüßten, daß Geld und Brot wenig sind gegen das: ohne Demut nehmen dürfen, nicht von einer Gnade trinken müssen, die niedergebeugt, sondern aufgehoben zu werden zum selben Strich Erde, zur gleichen Straße, zu einem Gericht!

Kühl und flüssig ist die Luft, die er einsaugt; nahe ist ihm der Allerbarmer. Und über seinem Herzen liegt ein Schatz.

Vom rechten Straßenarm her klopfen Stimmen. Er richtet sich auf; späht. Birkenlaub deckt ihn mit einer Mauer.

Vier Männer und zwei Frauen kommen; die Gewänder abgerissen, die Füße stecken nur in der Armut ihrer Nachtheit. Zwischenhin trippeln Kinder; sonnenverbrannt, in schrecklichen Feiern. Ihrer vier. Die Frauen haben in Tüchern Körbe und Kannen auf den Rücken gebunden, die Männer tragen Holzgefäße aller Art. Alles leer. Die Menschen gehen müßig, trostlos, wie unter dem verächtlichen Eritt eines Schicksals.

Er kennt das! Beerensucher! Sind aus dem Burgenland zugewandert; wollten sich verdingen zur Himbeerernte — und kamen zu spät. Kein Bedarf mehr. Es heißt zurück. Vier Stunden mögen sie schon gelaufen sein. An die zwei Stunden müssen sie noch zur Bahn hinunter.

Zwei Rehe äugen den Hang herauf, lauschend stehen sie, dann setzen sie mit fliegenden Sprüngen in die Hüt der Bäume. Hoch oben, wo der süße, rote Regen in beängstigender Fülle an den Sträuchern hängt, hirschen sie mit der Schlangenhaut eines Pfeiles durchs Geäst; wissen nichts von dem Jammer dieser Menschen, die doch dem Wald zugehören wollen wie sie.

Die Alten tappen hart über die festgestampfte Straße; da und dort schlürfen die Weiber. Niemand spricht; selbst die Kinder

trotten mit stumpfen Gesichtern nebenher. Nun fängt eines an zu heulen. Es hat wohl eine Wunde am Fuß, denn es hebt ihn und greift an die Zehen. Die im Buge kümmern sich nicht darum; nur eines der Weiber bleibt zurück. Setzt sich an den Straßenrand, nimmt den schmutzigen Buben auf den Schoß. Vom Unterrock reiht es einen Streifen ab und verbindet das Füßlein. Vor dem Birkengestrüpp sitzen sie, hinter dem Möller verborgen ist.

Auch mit dem verbundenen Bein will das Kind nicht laufen; es hängt sich mit der Kraft seiner fünf Jahre an den Korb der Mutter. Wühlt mit allen Fingern; so greift Hunger.

Dem Mann hinter dem Buschwerk fängt das Paket über der Brust zu klopfen an; wie ein Herz. Sein zweites. Es hat einen Befehl; erst fragend und voll der Erinnerung an eigene Hungertage. Dann aber hart. Er langt unter den Rock, hebt das Weisse her vor wie einen seltenen Orden, steht auf und reicht es der Frau.

Blitzschnell haben es die Kinderfinger an sich gerissen — Papierzeichen fliegen ins Moos und schneeweisse Zähne schlagen in das lösliche braune Brot.

Den Dank des Weibes hat Möller nicht mehr gehört; schnell ist er davon. Nur das Aufblühen in ihren Augen hat er noch aufgefangen; und nimmt es mit wie ein Licht.

Im Weiterwandern späht er zurück; man hört kein Weinen mehr.

Ausgeflungen hat das Lied, das der eine im Hotelgarten anschlug; urplötzlich überkommt ihn eine heiße Sehnsucht: daß es kein Ausflingen sei, daß ein Ton dieses Liedes weiterspränge, immer von Saite zu Saite — von Mensch zu Bruder Mensch — —

O, er glaubt wieder an die Menschen, auch an die reichen!

Der Trupp der Beerensucher ist weitergezogen; gleich still und verbittert; und doch um den wunderbaren Schein reicher, der auf dem Gesicht eines Kindes und auf der Armut eines Weibes liegt.

Zeigt sind sie aus dem Wald heraus; setzen über den Grenzbach. Die Häuser rücken näher; die Häuser, vor denen sie sich fürchten wie vor feindlichen Hunden.

Gehen mit nackten, zerschundenen Füßen in den Radspuren der Autoreifen, tragen ihre Pein an den Hotelgäerten, am Tennisplatz, und den Lärmnons der Damen vorbei; finster schauen die Männer; die dunkle Glut unter ihren Augenbuschen hat etwas vom Dukken eines wilden Tieres.

Sie starren in das feine, graue Mehl, in dem ihre Füße waten; wollen nicht hinschauen in die Parade von Luxus. Nur manchmal brennen die Augen einen schar-

fen Strich hinein in den Glanz; dann schmerzen sie.

Dort liegen sie und wehren jeden Sonnenstrahl mit einer bunten Kostbarkeit; und wir braten und verjagen. Sie laufen und springen in weißen Gewändern, schlagen Bälle und lachen und sind satt und wissen, wo sie schlafen, wo sie essen werden — — wir kommen aus den Glashütten, sind gierig nach Wasser und Brot, zum Sterben müde; und geheizt von der Frage: „Was morgen . . . ?“

Cinem der Männer dampft die Brust; wie scharfe Pfiffe ist das Keuchen aus seinem Munde. Er trampft die hölzernen Finger zu einem furchtbaren Klumpen — wie einen Stein hebt er ihn hoch — da steht das Weib neben ihm und preßt die Hand herab. Hart und zäh. Und zeigt mit der anderen auf den Buben.

Da muß er dessen denken, der sein Kind färbt. Er hebt das Haupt und vermag ohne Haß zu schauen.

Auf dem Bahnhofplatz, Villa Ima, wartet die junge Frau des Oberinspektors Nosberg auf die Stickerin.

Sie ist das Warten nicht gewöhnt; das Leben geht ihr entgegen mit jedem Schritt. Und beschert kostbare Dinge: Gesundheit u. Wohlhabenheit, einen eleganten Mann, gute Gesellschaft, ein bisschen Spiel, ein bisschen Sport.

Es ist gar nicht schwer, mitzumachen. Und sie begreift nicht, daß Menschen über das Leben jammern. Sie findet es ganz nett.

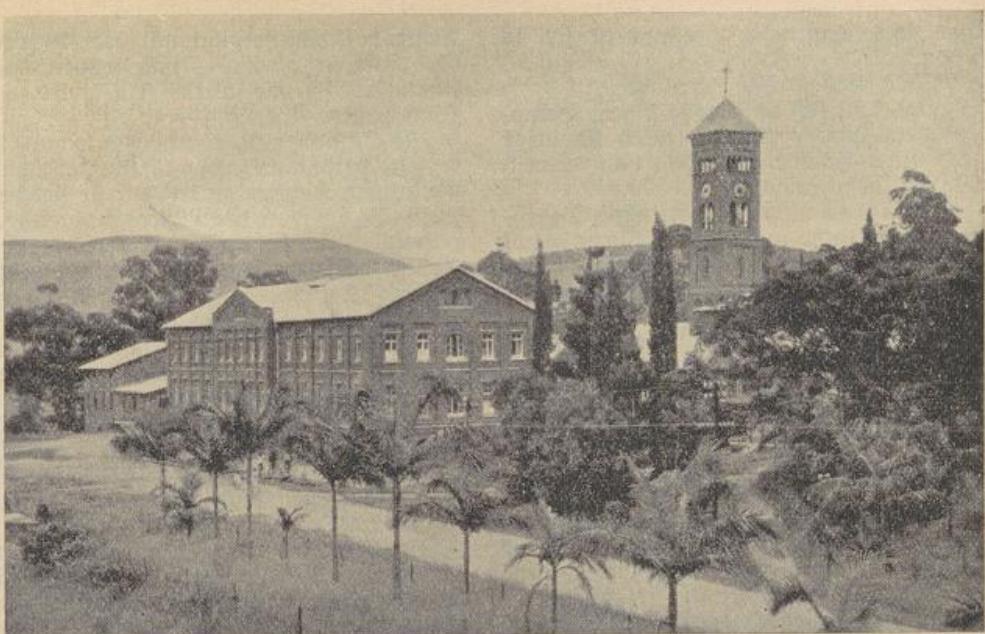
Lässig überstreicht sie ihre Frisur. Wendet den Spiegel; dauergewellt, wie gut ihr das steht! Sie weiß, Bruno liebt den seidenen Fluß ihres Haares. Deshalb hätschelt sie es, wie andere ihr chinesisches Hündchen hätscheln.

Eine warme Stimme hat der Raum, mit weichen, dunklen Fingern trifft ein Glotzenschlag der Zeit das Haus. Eine Standuhr, das schönste Stück dieses schönen Gemaches. Von derselben Vornehmheit der Möbel, von der reservierten Noblesse ihrer bewunderten Klausur. Neben ihr Brunos Geburtstagsgeschenk: ein herrlicher Tisch; Platten in zwei Etagen. Wie Spiegel ist das Holz

Wie sich andere der Pracht ihrer Gärten freuen, so sonnt sie sich an der Schönheit ihres Heimes. So einer mit weißen Handschuhen einträt und an all die Dinge rührte, er fände kein Stäublein!

Doch, wo nur die Stickerin bleibt?

Daß das Trübe immer durch andere Menschen an sie herankommt! Wie gräßlich ist diese Frau! Verknöchert, sprunghaft hart. Aber ihre Arbeiten sind von einer Genauigkeit sondergleichen; kein Faden zuviel beim Ajour, keine Spange zu straff bei den Stickereien; und die Stoppen über



Mariannhill — Konventbau

Photo: Mariannhiller Mission

dem Netzgrund von teppichgleicher Weichheit.

Langsam erhebt sich die schöne Frau; durchschreitet den Raum. Das Sammetartige unter den Schuhen tut ihr wohl. Diesen Teppich hat sie selber begonnen! Fertiggestellt hat ihn die Walburg — es vertragen ja nicht alle Menschen das gebückte Sizzen und das hundertmalige Krümmen der Finger um ein Streiflein Smyrnaivolle. Ihr tat es nicht gut — der Walburg hat es kaum schlecht getan. Jetzt bringt sie einen Stern; lindengrün der Netzgrund, in Orangenfarbe gemustert. Für den neuen Tisch. Sie beugt sich über ihn; er spiegelt das Ungestillte in ihren Augen.

„Vier“, sagt die Uhr; so weich, voll der Innigkeit.

Vier Jahre, denkt sie. Jeder Schlag ein Jahr. Jedes Jahr ein Krug voll Glüd.

Plötzlich muß sie ein anderes denken: Hat sie nicht einmal gesagt, nein gejubelt: Kinder möchte ich, viele! In jedem meiner Finger soll eines hängen! Und den ganzen Tag muß es um mich zwitschern!

Nun singt doch keines.

Keines? Klopfte es nicht längst und bat um Einlaß? Sie hatte die Türe nicht aufgetan. In der großen, reichen Wohnung war kein Platz für diesen kleinen Gast.

Hastig nimmt sie die Wanderung durch das Zimmer wieder auf. „Man kann eben nicht immer wie man will“; sie sagt es halblaut vor sich; daß es die Ohren aufnahmen wie die Stimme eines anderen

und weitergäben an das Herz.

Wie würde auch die Wohnung unter einer Kinderschar? Muß nicht zuerst etwas Kapital da sein? So daß man beruhigt leben kann? Später einmal, ja; vielleicht. Dann soll es das Kind auch gut haben —

Es Klingelt. Die Stickerin.

Sie liefert die Netzdecke. Nahezu ein Meter im Durchmesser. Von röhrender Zartheit das zaghafte Grün; die Augen der jungen Frau gleiten schönheitstrinkend darüber. Alles Bedenken der letzten Viertelstunde ist verstoßen; die Freude in ihr ist wieder obenauf; aber es ist eine grelle, franke Freude. Schön bist du, denkt sie und überstreicht das Geißfisch; und: wie werden die anderen staunen! Sie weiß nichts von zweihundert Maschen, die zweihundertmal geneckt sein wollten, nichts vom qualsvollen Spiel der Finger und dem schmerzlichen Dienst der Augen; nichts von der heißen brennenden Linie über den Rücken.

Mit ein paar Geldscheinen tut sie all das ab; deckt zu, was sie anschaut mit unbequemen Augen.

Erst als sich Walburg empfehlen will, merkt sie die Änderung im Amtlich des Weibes. Da ist nicht mehr das stumpfe Hinstarren von ehedem, ein Licht ist jetzt in diesen Augen, es ist, als sähe man in die Sternlein eines Kindes.

„Sie sind jung geworden. Frau Walburg.“

„Wohl, gnädige Frau; Sie haben gar nicht danebengeraten. Und in die Decke

hab ichs eingeneßt; deshalb ist sie so schön."

„Was haben Sie hineingeneßt?“

„Das läßt sich nicht recht sagen. Beinahe mein ganzes Leben. Alles Traurige und alles Schöne. Und das von meinem Buben, dem Hans.“

Sie sagt es nimmer hart; ohne Begehrten nach Rache und Strafe. Damals auf der Alm hat sie unter der Lieb eines fremden Menschen gelernt, auch von Schmerzen weich und lind zu reden. Jetzt rasten ihre Augen an den feinen Vorhängen, auf die das Fenster den Schatten eines Kreuzes wirft; es ist das Kreuz von der Alm; das Burschenkreuz; ihr Kreuz. Und der daran hängt, ist Hans, ihr Junge. Aber er ist nicht allein, ein anderer teilt das Martertbett; und der andere ist der Herrgott.

Sie schaut es an mit weitoffenen Augen; wo die Riegel einen Schattenfleck aussiezen, hängen dort nicht die Buschen, die das fremde Mädel für ihn hinstechte?

„In Frau Nosberg kommt das Starren. Wie kann diese da froh sein — hat man ihr nicht den Sohn ermordet? Hat sie nicht das einzige Kind verloren, das sie einmal erhalten könnte?“

„Verloren hab ich ihn nicht, gnädige Frau. Einmal gehört er doch mir. Ganz und für immer. Ich hab ein Kind, das drüben auf mich wartet. Wie könnt ich da arm sein?“

„Wer ist denn arm?“

„Die sich nicht freuen können auf das, was noch kommt. Und auf die niemand drüben wartet. Ganz besonders kein Kindel.“

Walburg ist gegangen; hat das Lächeln mitgenommen.

Aber ein Klang aus ihrer Brust ist zurückgeblieben; noch als Dual. Als Fragen und Klopfen. Und als ein Bote der Unruh.

Achilos liegt die prachtvolle Decke über dem Tisch; durch hundert und hundert winziger Fenster wirft die spiegelnde Platte ihren Glanz. Aber die schöne Frau sieht es nicht. Ihre Augen sind rückgelaufen auf der Zeitstraße u. begegnen einem Mädchen dem flattert die Sehnsucht nach dem Größten aus beiden Lichtern. Und dieses junge Menschentind sitzt in seinem Zimmer über einem goldgeränderten Buch, an dem ein Schlüssel baumelt und schreibt: Und Kinder möchte ich haben, lieber Gott, eine ganze Schar! Hei, soll das ein Singen werden!

Das war Imea. Einmal. Und heute?

In der Wohnung kein Stäublein — kein Strich über der Spiegelfläche der Möbel — keine Stunde eingeeigt durch Pflicht und Sorge und Leid.

Und doch — ist sie nicht arm? Und hat ihr die Walburg nicht viel voraus? Die

Jahre voll Mutterglück mit dem Buben, das Grinnern an ihn — und drüben, drüben wird sie nie allein sein, wird ein Kind haben — ewig — ewig . . .

Als Inspektor Nosberg heimkommt, ist er sehr verwundert, die Gattin im dämmergrauen Zimmer zu treffen; sie sieht es sonst, alle Lampen des Lüsters zu brennen.

Häufig steht sie auf. Und verbirgt das Gesicht vor der Frage in seinem Antlitz.

Vom Kamm her jagen die Wölken. Wälzen sich knapp über den Wipfeln ins Tal. Kommen wie eine feindliche Horde, sprengen über das Licht des Firmamentes und knallen ihre Peitschen.

Der Sturm rast hinter ihnen her und heißt sie über die Almen, schleudert die Fäuste und reißt die schwarzen Tücher in Fehn, daß gelbblaße Striemen über den Himmel brennen.

Die Birken taumeln wehrlos unter den Pranken des Wüterichs. Er reißt sie an den Gewändern, zerrt sie an den Haaren bis ins Moos, stampft ihr Haupt höhnend an die Erde. Von den himmelhohen Fichten trommeln die wuchtigen Zapfen, beißen tiefe Löcher um die Füße des Baumes. Scheu ducken sich die Beeren; Millionen sterben am sausenden Schnitt des Hagels. Von den Abhängen her schießt Quelle auf Quelle.

Kein Kurgast ist auf der Straße. Nur ein paar Hüterfinder jagen das Vieh. In dumpfer Angst drängt es vorwärts; unter seinen Hufen fliegt die schwarze Erde.

Die Mädchen pressen die Röcke über die Köpfe, aber der Sturm spottet des Schutzes. Er schlägt sie mit Ruten und der Regen klatscht sie ab, daß sie durchnäht sind, als wären sie im Fluß gelegen. Ein paar fürchteten sich, einige lachen. Wenn sie daheim sind, ist das Wetter vielleicht vorüber. Dann gibt es Schelte, daß sie abtrieben. Aber wenn morgen oder übermorgen die Herrschaften in den Gasthäusern für einen Hut voll Pilze einen oder zwei Schillinge zahlen, ist die Angst und das zähneklappernde Frieren vergessen. Dann kaufen sie Brot oder, wenn es hochgeht, ein Stück weißen Weizen, wie ihn die Reichen essen. Manchmal auch ein Packerl Tabak für den Vater. Sie sind dann glücklich und lassen es gerne bald wieder wettern.

In den Hotels sitzen sie bei zugeklappten Fensterläden und elektrischem Licht. Drängen sich in die Säle und spielen. Der Lautsprecher, auf stark gestellt, muß den Donner schlucken; und die hundertzigen Birnen sollen das Blitzen unsichtbar machen. Nur nicht wissen, daß es draußen tot! Nur nicht spüren, daß man ein Nichts ist gegen so ungeheure Gewalt!

Wenn nur die heimliche Angst nicht wär! Blitzableiter! Ja, man hat die Stan-

gen gesehen; aber wann wurden sie leztmals überprüft. Wie mag die Kupferplatte in der Erde ausschauen? Besezt? Und Spize hoch oben, wer kanns sagen?

Wer befiehlt dem Sturm? Hat er nicht das Mühlbach abgehoben wie einen Sommerhut und über die Wiese geblasen wie die Strahlenfrölein der Maiblume? Wer wagt es, mit solcher Gewalt sich zu messen?

Die runde, buntfarbene Scheibe kreischt — hört, hört! Singt mit! Kinder, probiert das Tanzen!

Beate wurde vom Sturm überrascht; sie flüchtete in die Kirche. Sitzt wieder unter der Kanzel wie in der Hut eines Großen. Wenn die Dachrinnen knirschen und wimmern, wenn es die Gläser in den Fenstern minutenlang schüttelt, wenn die grellen Lichter zu den schmalen Scheibenschnitten hereinrasen, dann betet sie der goldenen Türe entgegen: „Sind bloß Deine Diener, Wetter und Sturm — Du bist über allem, Herr Jesus, auch über ihnen. Hilf denen, die zittern; sag ihnen, daß nichts geschieht, um das Du nicht weißt.“

Immer noch ist die Hand des Schmerzensmannes abgelöst vom Kreuzbalken. Wartet noch.

Es klatscht vor ihr nieder. Ein dunkler Tropfen malt sich breit auf dem Stein. Ein zweiter und noch viele. Das Dach hält nicht dicht; an den Wänden rieselt es nieder; blass Spuren von früher, dunkle Stränglein von heute. Arm wohnst du, Herrgott, so arm.

In ihrem südseitig gelegenen Zimmer zittert Frau Mittermeier unter jedem DonnerSchlag. Die sechsjährige Ditha verkrallt sich in ihr Kleid. Wenn es blitzt, schreit sie auf. „Ich fürchte mich. Mami, ich fürchte mich!“ Der neunjährige Bub knurrt sie an. „Sei nicht so dumm, was kanns denn machen? Es ist ja nur ein elektrischer Funke.“

Grell reißt es über den Himmel. Durch Mark und Bein geht das Knattern.

„Mami, ich fürcht' mich, ich möcht' fort, gehen wir doch!“ zerrt das Mädel.

Mit ungeduldiger Geste drängt sie es ab. „Läß doch, Ditha, sei nicht unausstehlich.“ Aber es klirren ihr selber die Zähne.

„Du bist doch eine richtige Gans, Ditha; was hast du bloß vor einem Funken Angst? Und der Donner kann dir doch gar nichts machen, rumpelt bloß so.“

Der Mutter rast das Herz voll Furcht. Ein solcher Wetterkessel, warum man ihr das nicht sagte! Wenn sie es geahnt hätte, niemand hätte sie hergebracht! Jetzt nur fort von diesen wahnsinnigen Bergen! Für drei Wochen hat sie die Zimmer aufgenommen, vierhundert, fünfhundert Schilling, aber sie würfe noch hundert da-

zu, wenn sie abreisen könnte in dieser Stunde.

Das Mädel hängt an ihren Kleidern. „Geh' hinaus zur Martha.“ Sie klingelt dreimal. Das Mädelchen in Schwarz-weiß kommt, aber die Ditha brüllt auf. „Nicht, ich bleibe da, ich geh' nicht mit der Martha! Gehen Sie fort, Sie, Sie!“

Auch der Junge runzelt die Stirne. „Du mußt bei uns bleiben“, verlangt er. Da taucht Martha wieder unter im Dunkel des Flures. Die zurückbleiben, sind voll schlotternder Angst. Auch der Bub.

Tod und Schrecken jagen über das Firmament. Viel muß die Frau denken in diesen furchterlichen Viertelstunden. Vieles blitzt ihr auf wie die schwefelgelben Bäcken dort draußen und manches von Beatens Worten ist darunter wie eine Peitsche.

Beate, ob die sich auch fürchtet? Ich möchte es wissen.

Nein, die nicht! Ob man neben ihr ruhig würde und das hehrende Herz nicht spürte?

Wieder schrillt die Klingel.

„Martha, sehen Sie unten im Saal nach, ob Fräulein Beate hier ist; wenn nicht, fragen Sie bei Fräulein Routh, ich hab' die Damen öfter zusammen gesehen. Und wenn auch dort nicht, dann machen Sie doch einen Sprung in den Gasthof „Waldfrieden“.“

Dunkelheit lagert sich im Gesichte des Stubenmädelns. Einen Sprung in den „Waldfrieden“, bei diesem Wetter?

Frau Mittermeier liest in ihrem Antlitz; es ist eine Sprache, die sie gut versteht; und sie antwortet mit einem Doppelschilling. Da ist Martha wieder bereit.

Ein paar Minuten später weiß sie: Beate ist nicht im Haus, ist auch nicht im Zimmer ihres Gasthofes. Wo, wo ist sie?

Ein plötzlicher Gedanke. War sie nicht damals, ehe sie zum Burschenkreuz aufstiegen, in der Kirche?

Die Kirche! Sie nimmt einen zweiten Doppelschilling und schiebt ihn wie einen hellen Käfer über das dunkle Holz des Tisches Martha zu.

„Schauen Sie noch in der Kirche nach.“

„Zeigt in die Kirche? Wenn das Silberstück nicht wäre, sie ginge nicht.“

Im groben Mantel des Lohndieners rennt sie über die Straße, die paar Stufen hinauf ins Gotteshaus.

Berückt, wer wird jetzt in der Kirche sein? Schon will sie zurück, doch — dort vorne, dort bewegt sich etwas!

Ein paar Schritte durch das schmale Schiff. Über dem dunklen Holz leuchten Beatens blonde Haare.

(Fortsetzung folgt.)